

Mark Lyndon: „Bitte paaren Sie sich, und üben Sie“

Mark Lyndon, englischer Schauspieler und Komiker, lebt seit 33 Jahren in Hamburg. Seine Vorliebe ist es, deutsch-britische Missverständnisse auf die Schippe zu nehmen. Ein Porträt in Anekdoten von Alexander Schuller.

Yes, yes, Hamburg und die Engländer, das ist *indeed* ein schier unerschöpfliches Thema. Historisch betrachtet könnte es sich tatsächlich um eine Beziehung handeln, die reißfester ist als der Stoff des legendären *Barbour Jackets*, mit dem beinahe zwingend ein hyperaktiver *Jack Russell Terrier* einhergeht. Mark Lyndon, ein zartgliedriger, schlanker Mann, Anfang 50, lächelt süffisant. *Of course* könne er die Verflechtungen zwischen seiner alten und seiner neuen Heimat herunterbeten, sagt er in fast akzentfreiem Deutsch. Und die seien bereits im Jahre 1266 entwickelt worden, als König Heinrich III. den Hansestädten das Recht gewährte, mit England Handel zu treiben. Und dann wären da noch die England-Bruderschaft aus dem Jahre 1350, der Stalhof in London (das Hamburger Handelskontor an der Themse), die Gründung des britischen Generalkonsulats im Jahre 1632 sowie im Jahre 1838 der Bau der ersten anglikanischen Kirche auf dem europäischen Kontinent am Zeughausmarkt.

„*More examples?*“

„*Please!*“

„*Well*“, sagt Lyndon, „1842 war der Ingenieur William Lindley maßgeblich am Wiederaufbau Hamburgs nach dem Großen Brand beteiligt. Ihm verdankt die Stadt ihre Kanalisation, *but* anglophil bedeutet weniger, die historischen Verbindungen zu bewahren, als die Fähigkeit, das Englische zu leben. Es ist ja nicht so, dass man in Hamburg die Schirme aufspannt, nur weil es in London regnet.“

Das hört sich ein wenig verschwurbelt an, aber Mark Lyndon wird nicht ohne Grund gern von Führungskräften engagiert, die lernen wollen, Botschaften – besonders wichtig beim *Small Talk* – in typisch englische Redewendungen zu verpacken. „Kein Engländer würde sagen: ‚Entschuldigung, mein Herr, aber ihr Hosenschlitz ist auf!‘“, erklärt Lyndon, „er würde immer eine vorsichtigeren Formulierung wählen: ‚Ist es nicht ein wenig kalt und windig heute?‘“ Keine andere Sprache kenne nun einmal so viele Möglichkeiten, etwas zu sagen, ohne es gleichzeitig auch *so* zu meinen. „Wenn er beispielsweise sagt ‚Oh, das könnte vielleicht eine interessante Idee sein‘, meint der Engländer: *forget it!*“

Wir haben uns an einem der britischsten Orte Hamburgs, an der Englischen Planke vor dem Michel, verabredet, die ihren Namen tatsächlich aufgrund der Schiffsplanken trägt, mit denen die ansässigen englischen Kaufleute im 18. Jahrhundert ihr *Bowling Green* begrenzten. Es ist *pretty cold*, und wir begeben uns zum *Lunch* ins Traditionsrestaurant Old Commercial Room. Als er seinen „Pannfisch“ bestellt, schnackert er wie Kuddel aus Barmbek. Breitestes Hamburgisch! „Mein Deutsch ist nicht perfekt“, sagt er dann mit Unschuldsmiene, „ich habe es ja rein akustisch gelernt, und auch nach 30 Jahren in dieser Stadt lerne ich noch dazu.“ Neulich habe sich sein Schlachter *on the* Uhlenhorst, wo er wohne, ein Herz gefasst und ihn korrigiert – weil er zu dessen Frau an der Wursttheke immer wieder gesagt habe: „Sie haben ja einen so wundervollen Ausschnitt, gnädige Frau.“

Geboren ist Mark Lyndon in Welwyn Garden City, einer Kleinstadt nördlich von London in der Grafschaft Hertfordshire, in bürgerlichen Verhältnissen. Er durchlebte eine Jugend an der Magdalen College School in der Universitätsstadt Oxford, für die ihn sein Vater bereits angemeldet hatte, bevor er geboren worden war,

„zunächst mit 20 Jungen in einem Schlafsaal, doch mit zunehmendem Alter reduzierte sich dann die Anzahl der Betten immerhin auf zehn. Meine gesamte persönliche Habe konnte ich aber bloß in einer kleinen Reisetasche verstauen, die auf einem Stuhl neben meinem Bett stand.“

Die Tasche, die er an diesem Tag mit sich trägt, könnte dieselbe sein, ist jedoch inzwischen eine andere, aber Mark Lyndons gesamtes Leben steckt offenbar immer noch drin, inklusive seiner Lieblingsbücher: „Das ist natürlich ein Tick. Aber so könnte ich auch innerhalb von zehn Minuten verschwinden und mich in Luft auflösen“, sagt er, „und ja, es stimmt schon: Ich lebe zwar hier in Hamburg, aber ich gehöre nicht richtig dazu, sondern halte mich eher am Rand auf, um diskret zu beobachten.“ Um Eindrücke zu sammeln, was er für seine Bühnenrollen und Soloprogramme braucht, denn Lyndons Spezialität ist es, blitzschnell zwischen verschiedenen Rollen zu *switchen* – vom türkischen Gemüsehändler zum Bauarbeiter über einen pflichtbewussten Knöllchenschreiber zurück zum Gemüsehändler. Und als legendär gilt seine *stiff upper lip*, mit der er den früheren Ersten Bürgermeister Klaus von Dohnanyi parodiert. Sein Klassiker.

Später studierte Mark Lyndon am Goldsmiths College in London Literatur- und Theaterwissenschaften, jedoch immer mit dem Ziel, Schauspieler zu werden. Die Theater- und Musicalwelt des Londoner Westend war eine harte Schule, die Konkurrenz war groß, er schlug sich durch. 1981 besuchte er eine Bekannte, die damals in Lüneburg lebte. Er könne sich an diese Sturm- und Drangzeiten zwar nicht mehr so recht erinnern, sagt er, „aber fest steht: Ich wurde von meiner Bekannten nach Hamburg zu Freunden weitergereicht und blieb hier hängen.“ Er sei ja sowieso einer, der naiv vor sich hin lebe, sagt er, ohne genauen Plan, aber das klingt verdächtig nach *fishing for compliments*.

Der Start auf dem Kontinent war einer mit Hindernissen. „Ich musste blitzschnell Deutsch lernen. Es war *learning by doing*.“ Bald bekam er das Angebot, als Sprachlehrer bei Berlitz anzufangen. Missverständnisse blieben nicht aus: „Einmal ging es um eine Konversationsübung. Ich sagte der Klasse: ‚*Pair off and practise, please!*‘ Doch weil mich niemand verstand, wiederholte ich meine Bitte auf Deutsch: ‚Paaren Sie sich und üben Sie!‘ Zwei Dutzend Augenpaare blickten mich verwundert an. Und ich sagte: ‚Sie können es auch alleine machen, doch wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen dabei!‘“ Die Stunde, *giggelt* Mark Lyndon, war natürlich gelaufen...

Mit seinem komischen Talent und nicht zuletzt „aufgrund meines leicht erhöhten Penetranzwertes“ schaffte er es schließlich auf die englischsprachigen Theaterbühnen der Stadt. Er spielte zunächst beim *British Council*, wurde dann Ensemblemitglied bei den *University Players*, den *Hamburg Players* und im *English Theatre* am Lerchenfeld. „Manchmal wird mir von Gesprächspartnern regelrecht vorgeworfen, dass ich als Person schwer bis gar nicht ‚zu fassen‘ sei“, sagt Lyndon, der bis heute offenbar nicht so richtig damit klarkommt, wenn ihn jemand Fremdes beim Kennenlernen ausfragt. Er legt sein Fischbesteck akkurat zur Seite und mustert mich streng: „Sind Sie Engländer? Wo haben Sie Deutsch gelernt? Was machen Sie beruflich?“ Fragen wie Salven aus einem Maschinengewehr. Lyndon lehnt sich entspannt zurück. „Darauf antworte ich für gewöhnlich: ‚Ich bin Allrounder.‘ Was jedoch sofort die Frage impliziert: ‚Können Sie denn davon leben?‘“ Ja, auch das sei so eine Frage, die ein Engländer so niemals stellen würde. Er habe es sich angewöhnt, darauf mit einem entwaffnenden „No“ zu antworten, um sich an der erschrockenen Reaktion zu ergötzen.

Wie vermutlich jeder lustige, ironische und bisweilen wohl auch sarkastische Mensch hat Mark Lyndon eine empathische, melancholische und verletzbare Seite. „Die Deutschen haben zumeist klare Vorstellungen, und deshalb verteilen sie *Labels*. Sie stecken dich dann in eine Schublade.“ So besitze er beispielsweise keinen Fernseher. „Was, Sie haben keinen Fernseher? Das ist ja interessant“, höre er dann häufig, doch es klinge so, als sei ein Mensch ohne TV-Gerät kein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft. „Dabei besaß ich sogar drei Fernseher“, sagt Lyndon, „aber irgendwann hat mich das Fernsehen einfach nur noch gelangweilt.“

Da unternehme er lieber ausgiebige Wanderungen zwischen den deutschen und englischen Kulturwelten, zwischen denen er so gern vermittelt. „Die sogenannte feine englische Art“, sagt er, „ist manchmal fürchterlich anstrengend. Aber diese beabsichtigte Höflichkeit hilft, Menschen stets respektvoll zu begegnen und zunächst die Person in den Mittelpunkt zu stellen – und nicht das, was sie tut.“ Letztlich sei es immer der Ton, der die Musik mache.

Ein Perspektivwechsler und die Versicherung

Ad

